

Rittmeister Brand.

15]

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

16.

Die ganze folgende Woche hindurch kam Brand regelmäßig, um Georg abzuholen. Er übernahm ihn am Morgen an der Tür und gab ihn abends an der Tür wieder ab. Der Kleine lehrte täglich mit einem größeren Wiesen- und Waldblumenstrauß heim, und auch täglich munterer, mit frischeren Augen, rosig angehauchten Wangen.

Das Porträt, das er an jenem Tage, an dem die Anwesenheit Brands seinen Unmut erregt, in die tiefste Tiefe des Malfastens verbannt hatte, kam wieder zum Vorschein; Georg strichelte so lange daran, bis der Kopf und der geheimnisvolle Hintergrund, von dem man nicht wußte, ob er einen Gewitterhimmel mit Geisterschlacht, oder ganz einfach die Zimmerwand vorstellen sollte, ganz schwarz wurden. Aber Neugierigkeit mit einem ins Mohrenhafte übersehten Dietrich Brand war da, und nach einiger Zeit befestigte der Knabe das Bild an der Wand neben seinem Bette und schlief unter den rabendunkeln Augen des neuen Freundes ein. Freilich nur, um bald wieder zu erwachen. Ruhiger, gesunder Schlaf wollte sich weniger als je einfinden. In seinen Träumen setzte Georg die Wanderungen mit dem „Herrn Rittmeister“ fort, lachte laut über die tollen Sprünge eines aufgeschreckten Gäsleins, fuhr auf mit einem gellenden Schrei, weil er eine Schlange heranschleichen und sich ringeln sah auf seiner Bettdecke. Kaum beschwichtigt und wieder eingeschlummert, übte er im Schlafe seine neueste Kunst, ahmte den Schlag der Nachtigall nach, den Sang der Drossel, das zierliche Gewitzcher der Meise. Es klang eigen, lieblich und unheimlich zugleich, und Sophie fragte sich, ob ihrem armen Kinde auch die Freude, die es jetzt genoß, zum Unselgen werden sollte.

Die Bedenkzeit war um; am achten Tage kam Sophie selbst, den Touristen die Tür zu öffnen, und Brand fragte: „Was werden Sie beschließen?“ „Ich habe schon beschlossen, ich habe heute mein Amt angetreten.“

Dietrich fuhr zusammen. Ihm war, als stände er nicht mehr vor ihr an ihrer Schwelle, als sei sie ihm in weite Ferne gerückt, als hätte eine Kluft sich plötzlich zwischen ihnen aufgetan. Und in der war versunken, was ihm, mehr als er selbst es gewußt, die letzte Zeit hindurch das Leben erhellt hatte — eine leise und hold schimmernde Hoffnung auf zukünftiges Glück.

„So?“ sprach er. „So? . . . Ganz recht, Sie sind Ihr eigener Herr.“

Sie war's und wollte es bleiben; hätte sie ihm das deutlicher beweisen können? Sein Rat, sein Wunsch, seine Bitten galten ihr nichts. Nun ja, wenn einem ein Mensch gleichgültig ist! Denke den Gedanken nur aus — eine erloschene Neigung läßt sich nie wieder anfachen, nie. Dietrich verbarge seine schmerzvolle Enttäuschung; er lächelte nur sehr traurig, als Frau von Müller sagte:

„Sie sind im Begriff, meinem Kind zu Liebe, Ihr Behagen aufzugeben, Ihre Freiheit, und ich sollte dieses große Opfer annehmen und selbst nicht das Kleinste bringen? Es ist unmöglich. O, Herr Rittmeister, Sie an meiner Stelle würden das auch finden, Sie würden genau so fühlen und handeln wie ich.“

Brand erwiderte, daß er nicht imstande sei, sich in die Empfindungsweise einer Dame hinein zu versetzen. Uebrigens verstehe es sich von selbst, daß Sophie nichts anderes tun könne und dürste als das, was sie für das Rechte halte.

Er nahm Abschied und war ein wenig erbittert, und fest entschlossen, mit sich fertig zu werden. Es mußte ihm gelingen, es gelangt jedem tüchtigen Menschen, dem eine schöne Aufgabe gestellt ist, an deren Erfüllung er mit ganzer Liebe geht, die ihn abzieht von der Grübelelei über das eigene Wohl und Weh und dem törichtesten Gängen und Wangen nach Unreichbarem. Diese Aufgabe war zunächst: Georg an sich

zu gewöhnen und die Eiswand ein für allemal zum Schmelzen zu bringen, die immer noch von Zeit zu Zeit wie auf ein Zauberwort aus dem Boden stieg und sich zwischen ihm und dem Kinde aufstellte.

Dietrich warb um seine Zuneigung mit großer Kunst, mit stets bewährter Geduld, und mußte lange werben und durfte sich's nie merken lassen, daß er warb. Er mußte ihn selbst herankommen lassen, den schönen kleinen Menschen, der so viel Liebe brauchte und sich immer wieder in plötzlichen Anwandlungen des Mißtrauens von dem abwendete, der ihn die reichste entgegengrug.

Der berühmte Kinderarzt, mit dem sich Brand seit der Geburt seines Läuflings befreundet hatte und dem er nun auch seinen Pflegeohn vorführte, empfahl die äußerste Sorgfalt. Gute Nahrung, gute Luft, Bewegung, aber keine Ermüdung, Beschäftigung, aber keine Anstrengung. So ein geschicktes Lotien zwischen allen möglichen Klippen, schwer, schwer! — „Nun,“ setzte er tröstend hinzu, als er den tieftraurigen Eindruck sah, den seine Worte auf Brand machten, „Sie bringen ihn vielleicht durch. Ein Erziehungskünstler sind Sie schon, jetzt müssen Sie noch das Krankenwarten erlernen. Schwächlich bleibt Ihnen der Burich übrigens sein Lebtag.“

Schwächlich und einsam, dachte Brand. Georg paßte nicht in die Gesellschaft anderer Kinder; hilflos und fremd stand er bei den Samstagversammlungen, beteiligte sich nicht an den Spielen der Kinder, sah ihnen nur aufmerksam zu, und dabei verklärte gar oft ein Aufleuchten der Freude, der Liebe, der Bewunderung sein stilles Gesichtchen. Die Kinder wußten diese platonische Teilnahme nicht zu schätzen. Die Mädchen lachten ihn aus, die Buben neckten ihn, vor denen mußte ihn Brand fortwährend retten.

„Wehr Dich!“ rief er ihm einmal zu, als ein übermütiger Junge sich vor ihn hinstellte, ihn zum Kampf herausforderte und ihm statt aller anderen Präliminarien einen Faustschlag versetzte.

„Wehr Dich!“ wiederholte Brand.

Georg richtete einen seltsam fragenden, überlegenden Blick auf ihn, schüttelte den Kopf und sprach: „Nein, laß ihn, den Armen.“

Was ging in ihm vor? Verstand er, was er da sagte? Woher kam ihm die Offenbarung, daß Unrecht tun mehr Qual in sich birgt als Unrecht erfahren, und bedauerte er deshalb den Knaben, der ihn schlug?

Ein solcher Mitleidskünstler sollte dieser kleine Georg sein, dem jede sentimentale Weichlichkeit fern lag, der, wie manches von Geburt an kränkliche Kind, körperliche Schmerzen mit klaglosem Heldenmut ertrug? Er hatte kaum gezuckt, als die Faust des Angreifers auf ihn niederfiel, er hätte sich als Mann nicht anders benehmen können, wenn die schwere Hand des Schicksals ihn getroffen hätte.

Die Zeit, zu der Dietrich in den vergangenen Jahren seine Sommerreise angetreten hatte, war vorbei, und noch immer traf er nicht die geringste Vorbereitung, die Stadt zu verlassen. Frau Peters und ihr pausbäckiger Junge residierten schon seit einigen Wochen im Hochparterre der Villa in Neuwaldegg, die seit dem Tode der Eltern Brands leer gestanden hatte. Magdalena kam wöchentlich zweimal, um „im Geschäft“ nachzusehen, das in ihrer Abwesenheit von der „Cousin“ geführt wurde, und versäumte nie, Dietrich zu besuchen und zu ermahnen.

„Kommen's doch hinaus, Herr Rittmeister, 's is ja Sünd und Schad, so ein schönes Haus, und niemand drin als ich und mein kleiner Bub. So ein schöner Garten, und wenn ich abends da sitz, allein unter den Buchen, da mein ich ordentlich, ich hör sie lamentieren um ihren Herrn.“

„Glauben Sie das, Frau Peters?“ erwiderte Brand. „Sie hören die Buchen um jemand ganz anderen lamentieren als um mich.“

Magdalena errötete und sprach resolut: „Daß ich nig dagegen hätt, wenn mein Mann da wär, das ist natürlich, aber auch Sie, Herr Rittmeister, gehören zu uns. Wenn einem der liebe Gott so was Schönes beschert, will er auch, daß man was davon hat. Auf so einen Besitz, so einen

prächtigen, g'hören mehr Leut hin als wir zwei, mein Peterl und ich."

Brand wußte wohl, wer seiner Meinung nach „hingehörte“, wen er am liebsten durch die Zimmer schreiten sähe, die ihm so traut belebt wurden durch die Erinnerung an seine Eltern. Er wußte, wem er am liebsten gesagt hätte: Tritt ein, nicht als Gast, nein, als Gebieterin, und verwandle mir mein verödetes Eigentum in ein trautes Zuhause. Sophie hielt ihn aber viel zu kurz, als daß er eine Anspielung auf einen so kühnen Wunsch wagen durfte. Er getraute sich nicht einmal, von seinen peinigenden Sorgen um sie zu sprechen und sah doch, daß ihre Kräfte in demselben Maße sanken, in dem ihr Eifer, die übernommene Aufgabe gut zu erfüllen, stieg. Daß diese Aufgabe keine leichte sein werde, darüber hatte sie sich nicht getäuscht, hatte im voraus gewußt, daß sie sich die Stellung, die man ihr gab, erst machen müsse. Es war eben ein Kampfplatz in Miniatur, auf dem sie stand. Sie hatte den passiven Widerstand der älteren Fräulein gegen eine „plötzlich hereingeschneite“ Autorität zu erdulden und die Unbotmäßigkeit der jungen Fräulein zu besiegen.

„Und — was mir am schwersten fällt,“ sagte sie, „ich muß mich gewöhnen, die Arbeit, die ich immer mit Ernst und Sorgfalt getan habe, von anderen mit empörender Nachlässigkeit tun zu sehen, ohne sie ihnen aus der Hand nehmen und kurz und gut selbst fertig machen zu dürfen. Ich werde für etwas ganz anderes bezahlt; ich soll lehren, leiten, heranbilden.“

„Lehren, leiten, heranbilden — unmöglich, wenn man Ihnen keine Macht einräumt,“ erwiderte Brand nach einigem Nachdenken. „Ich staune nur, daß ein großes Etablissement wie das von Madame Bernon überhaupt bestehen kann ohne militärische Organisation.“

(Fortsetzung folgt.)

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Selbsterzählung von Gottfried Keller.

12]

Nachdruck verboten
So liefen sie sich wieder hungrig und waren erfreut, von der Höhe eines schattenreichen Berges ein glänzendes Dorf vor sich zu sehen, wo sie Mittag halten wollten. Sie stiegen rasch hinunter, betraten dann aber ebenso sitzsam diesen Ort, wie sie den vorigen verlassen. Es war niemand um den Weg, der sie erkannte hätte; denn besonders Brenchen war die letzten Jahre hindurch gar nicht unter die Leute und noch weniger in andere Dörfer gekommen. Deshalb stellten sie ein wohlgefälliges, ehrames Bärchen vor, das irgendeinen angelegentlichen Gang tut. Sie gingen ins erste Wirtshaus des Dorfes, wo Sali ein erkleckliches Mahl bestellte; ein eigener Tisch wurde ihnen sonntäglich gedeckt, und sie saßen wieder still und bescheiden daran und beguckten die schön gefärbten Wände von gehobnem Rußbaumholz, das ländliche, aber glänzende und wohlhabende Büfett von gleichem Holze und die flaren weißen Fenstervorhänge. Die Wirtin trat zutulich herzu und setzte ein Geschirr voll frischer Blumen auf den Tisch. „Wis die Suppe kommt,“ sagte sie, „könnt Ihr, wenn es Euch gefällig ist, einsteilen die Augen sättigen an dem Strauße. Allem Anscheine nach, wenn es erlaubt ist zu fragen, seid Ihr ein junges Brautpaar, das gewiß nach der Stadt geht, um sich morgen kopulieren zu lassen?“ — Brenchen wurde rot und wagte nicht aufzusehen, Sali jagte auch nichts, und die Wirtin fuhr fort: „Nun, Ihr seid freilich noch wohl jung beide, aber jung geheiratet, lebt lang, sagt man zuweilen, und Ihr seht wenigstens hübsch und brav aus und braucht Euch nicht zu verbergen. Ordentliche Leute können etwas zuwege bringen, wenn sie so jung zusammenkommen und fleißig und treu sind. Aber das muß man freilich sein, denn die Zeit ist kurz und doch lang, und es kommen viele Tage, viele Tage! Je nun, schön genug sind sie und amüsant dazu, wenn man gut Haus hält damit. Nichts für ungut, aber es freut mich, Euch anzusehen, so ein schmudes Bärchen seid Ihr!“ — Die Kellnerin brachte die Suppe, und da sie einen Teil dieser Worte noch gehört und lieber selbst geheiratet hätte, so sah sie Brenchen mit scheelen Augen an, welches nach ihrer Meinung so gedeihliche Wege ging. In der Nebenstube ließ die unliebame Person ihren Unmut frei und sagte zur Wirtin, welche dort zu schaffen hatte, so laut, daß man es hören konnte: „Das ist wieder ein rechtes Hudelwölchen, das, wie es geht und steht, nach der Stadt läuft und sich kopulieren läßt, ohne einen Pfennig, ohne Freunde, ohne Aussteuer und ohne Aussicht, als auf Armut und Bettel! Wo soll das noch hinaus, wenn solche Dinger heiraten, die die Züppe noch nicht allein anziehen und keine Suppe kochen können? Ach, der hübsche, junge Mensch

kann mich nur dauern, der ist schön pettschert mit seiner jungen Gungeline.“ — „Wacht! willst Du wohl schweigen, Du hässiges Ding,“ jagte die Wirtin, „denen lasse ich nichts geschehen. Das sind gewiß zwei recht ordentliche Leutlein aus den Bergen, wo die Fabriken sind; dürstig sind sie gekleidet, aber sauber, und wenn sie sich nur gern haben und arbeitfam sind, so werden sie weiter kommen, als Du mit Deinem bösen Maul. Du kannst freilich noch lange warten, bis Dich einer abholt, wenn Du nicht freundlicher bist, Du Eßighasen!“

So genoß Brenchen alle Wonnen einer Braut, die zur Hochzeit reist: die wohlwollende Ansprache und Aufmunterung einer sehr vernünftigen Frau, den Reiz einer heiratslustigen, bösen Person, welche aus Aerger den Geliebten lobte und bedauerte, und ein leckeres Mittagmahl an der Seite eben dieses Geliebten. Es glühte im Gesicht wie eine rote Kelle, das Herz klopfte ihm, aber es aß und trank nichtsdestoweniger mit gutem Appetit und war mit der aufwartenden Kellnerin nur um so artiger, konnte aber nicht unterlassen, dabei den Sali zärtlich anzusehen und mit ihm zu lispeln, so daß es diesem auch ganz kraus im Gemüt wurde. Sie saßen indessen lange und gemächlich am Tisch, wie wenn sie zögerten und sich scheuten, aus der holden Täuschung herauszugehen. Die Wirtin brachte zum Nachtsich süßes Backwerk, und Sali bestellte feineren und stärkeren Wein dazu, welcher Brenchen feurig durch die Adern rollte, als es ein wenig davon trank; aber es nahm sich in acht, nippte bloß zuweilen, und sah so züchtig und verschämt da, wie eine wirkliche Braut. Halb spielte es aus Schalkheit diese Rolle und aus Lust, zu versuchen, wie es tue, halb war es ihm in der Tat so zumute, und vor Vangigkeit und heiserer Liebe wollte ihm das Herz brechen, so daß es ihm zu eng ward innerhalb der vier Wände und es zu gehen begehrte. Es war, als ob sie sich scheuten, auf dem Wege wieder so abseits und allein zu sein, denn sie gingen unverabredet auf der Hauptstraße weiter, mitten durch die Leute, und sahen weder rechts noch links. Als sie aber aus dem Dorfe waren und auf das nächstgelegene zugingen, wo Kirchweih war, hing sich Brenchen an Salis Arm und flüsterte mit zitternden Worten: „Sali, warum sollen wir uns nicht haben und glücklich sein?“ — „Ich weiß auch nicht, warum,“ erwiderte er und heftete seine Augen an den milden Herbstsonnenschein, der auf den Auen webte, und er mußte sich bezwingen und das Gesicht ganz sonderbar verziehen. Sie standen still, um sich zu küssen; aber es zeigten sich Leute, und sie unterließen es und zogen weiter. Das große Kirchdorf, in welchem Kirchweih war, war schon belebt von der Lust des Volkes; aus dem stattlichen Gasthose tönte eine pomphafte Tanzmusik, da die jungen Dörfler schon um Mittag den kleiner Markt aufgeschlagen, bestehend aus einigen Tischen mit Süßigkeiten und Backwerk und ein paar Buben mit Plitterstaal, um welche sich die Kinder und dasjenige Volk drängten, welches sich einsteilen mehr mit Zusehen begnügte. Sali und Brenchen traten auch zu den Herrlichkeiten und ließen ihre Augen darüber fliegen; denn beide hatten zugleich die Hand in der Tasche, und jedes wünschte dem anderen etwas zu schenken, da sie zum ersten und einzigen Male miteinander zu Markt waren; Sali kaufte ein Haus von Lebluchen, welches mit Zuderguh freundlich geweiht war, mit einem grünen Dach, auf welchem weiße Tauben saßen, und aus dessen Schornstein ein Amor guckte als Kaminfeger; an den offenen Fenstern umarmten sich pausbäckige Leutchen mit winzig kleinen, roten Mündchen, die sich recht eigentlich küßten, da der flüchtige, praktische Maler mit einem Kleckschen gleich zwei Mündchen gemacht, die so ineinander verfloßen. Schwarze Pünktchen stellten muntere Neuglein vor. Auf der rosenroten Haustür aber waren diese Verse zu lesen:

Tritt in mein Haus, o Liebste!
Doch sei dir unversehrt:
Drin wird allein nach Küßten
Gerechnet und gezählt.

Die Liebste sprach: O Liebster!
Mich schredet nichts zurüd!
Hab' alles wohl erwogen:
In dir nur lebt mein Glück!

Und wenn ich's recht bedenke,
Kam ich deswegen auch!
Nun denn, spazier' mit Segen
Serein und üß' den Brauch!

Ein Herr in einem blauen Frack und eine Dame mit einem sehr hohen Busen komplimentierten sich diesen Versen gemäß in das Haus hinein, links und rechts an die Mauer gemalt. Brenchen schenkte Sali dagegen ein Herz, auf dessen einer Seite ein Zettelchen klebte mit den Worten:

Ein süßer Mandelkern steckt in dem Herzen hier,
Doch süßer als der Mandelkern ist meine Lieb' zu dir.

Und auf der anderen Seite:

Wenn du dies Herz gegessen, vergiß dies Sprüchlein nicht:
Biel ehr' als meine Liebe mein braunes Auge bricht!

Sie lasen eifrig die Sprüche, und nie ist etwas Vereintes und Gedrucktes schöner befunden und tiefer empfunden worden, als diese Psephographen; sie hielten, was sie lasen, in besonderer Absicht auf sich gemacht, so gut schien es ihnen zu passen. „Ach,“ seufzte Brenchen, „Du schenkst mir ein Haus. Ich habe Dir auch eines und erst das wahre geschenkt; denn unser Herz ist jezt unser Haus, darin wir wohnen, und wir tragen so unsere Wohnung mit uns, wie die Schnecken. Andere haben wir nicht.“ — „Dann sind wir aber zwei Schnecken, von denen jede das Häuschen der anderen trägt,“ sagte Sali, und Brenchen erwiderte: „Destoweniger dürfen wir voneinander gehen, damit jedes seiner Wohnung nahe bleibt.“ — Doch wußten sie nicht, daß sie in ihren ebenso artige Witze machten, als auf den vielfach geschnittenen Lebkuchen zu lesen waren, und fuhren fort, diese süße, einfache Liebesliteratur zu studieren, die da ausgebreitet lag und besonders auf vielfach verzierte, kleine und große Herzen geklebt war. Alles dünkte sie schön und einzig zutreffend, als Brenchen auf einem vergoldeten Herzen, das wie eine Lyra mit Saiten bespannt war, las: „Mein Herz ist wie ein Zitherspiel, rührt man es viel, so tönt es viel!“ wurde ihm so musikalisch zumute, daß es glaubte, sein eigenes Herz klingen zu hören. Ein Napoleonsbild war da, welches aber auch der Träger eines verliebten Spruches sein mußte, denn es stand darunter geschrieben: „Groß war der Held Napoleon, sein Schwert von Stahl, sein Herz von Ton; meine Liebe trägt ein Röslein frei, doch ist ihr Herz wie Stahl so treu!“ — Während sie aber beiderseitig in das Lesen vertieft schienen, nahm jedes die Gelegenheit wahr, einen heimlichen Eintauch zu machen. Sali kaufte für Brenchen ein vergoldetes Ringelchen mit einem grünen Glassteinchen, und Brenchen einen Ring von schwarzem Gemshorn, auf welchem ein goldenes Bergkristallstück eingelegt war. Wahrscheinlich hatten sie den gleichen Gedanken, sich diese armen Zeichen bei der Trennung zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Das beste Buch.

Von Walter v. Molo.

„Das beste Buch“ — das ist ein Urteilspruch, den wir oft, aus richtendem Munde, vernehmen. In der Form etwa: „Sein bestes Buch.“ — „Das beste Buch des Jahres (das Buch der Saison).“ — „Der beste psychologische Roman“ und so ins Unbegrenzte! Gehört der Richter in die Gruppe der Künstler, so ist der gutmütige Laie geneigt, sich dem Urteil zu beugen, vorausgesetzt, daß der Urteilende Professor ist oder einen „bekanntem“ Namen hat. Die „Kollegen“ des Beurteilers sind natürlich stets zum Widerspruch geneigt. Recht so! Ich sage vorhin: Laie. Gibt es überhaupt Laien für die Beurteilung eines Buches? „Ja,“ sagen die einen; „Nein,“ die anderen. Die den Laien das Urteilen absprechen, sind zumeist ernste Künstler oder Nichtsköner oder „Literaturprofessoren“ oder Laien selbst. Recht so! Die den Laien das Urteilen zubilligen, sind zumeist selbst Laien oder „Literaturprofessoren“ oder Nichtsköner oder — ernste Künstler. Recht so! Von welchem Standpunkte ist das Urteil über die Urteilsfähigkeit also zu fällen? Von jedem und keinem! Recht so! Der Künstler soll nicht Kritiker sein, er ist zu subjektiv! Ja und nein! Der Kunsttheoretiker allein ist objektiv, er ist der geborene Kritiker? Nein und ja! Es gibt keinen vollwertigen Künstler ohne kritisches Denken! Es gibt keinen vollwertigen Kritiker ohne künstlerisches Fühlen! Recht so! Es gibt aber doch gewisse Urteile, die unumstößlich richtig sind? Bis sie falsch sind! Und Urteile, die absolut falsch sind? Bis sie richtig sind! Es steht also nichts fest? Alles und nichts! Was heißt das? Das heißt: Jeder Mensch ist, auch im Reiche der Kunst, seine Welt!

Jeder Urteilende, ob er nun „Rezensionen“ schreibt, spricht oder denkt, hat „recht“, wenn er ehrlich, nur nach seinem Ich wägend, urteilt. Er hat recht — für sich! Darum ist jedes Urteil, ob öffentlich oder privat geübt, untrennbar vom Namen des Urteilenden. Das absolute Wörtchen „man“ ist in der Kritik daher ebenso zu tilgen wie das absolute Wörtchen „wir“ — an ihre Stelle hat das relative Wort „ich“ zu treten. Nicht: „man sagt . . .“, nicht: „wir sagen . . .“, sondern: „ich sage, das Buch ist so und so.“ Alles andere scheint mir eine Irreführung der Menge, wenn es vielleicht auch, in einem ganz anderen Sinn, wie ich am Ende dieses anhebenden Versuches zu zeigen gedanke, eine innere Berechtigung haben mag. Die „beste Rezension“ scheint mir die zu sein, die den „besten Leser“ (d. i. den Wissbegierigen) anregt, ein Werk in die Hand zu nehmen, gleichgültig, ob dies geschieht, weil die Kritik „gut“ oder „schlecht“ ist, sondern deswegen, weil der Leser für sich durch die Lektüre irgend eine innerliche Förderung, in Zustimmung oder Widerspruch, zum Autor oder Kritiker, erwartet. Natürlich kann jedermann, bis zu einem gewissen Grade, schon bevor er ein Buch gelesen hat, sein Urteil darüber vorausnehmen: der Titel, der Name des Autors, die „Richtung“ des Verlages, die Zeitschrift oder Zeitung, in der das Werk etwa schon „besprochen“ ist, und der Name des Kritikernden geben dem erfahrenen Literaturfreund gewisse Richtlinien, die heutzutage, da abfahrigere Papierfabriken ein Faktor des Literaturmarktes wurden, fast unerlässlich sind, um sich

in dem Lärm und Rauch der geschäftlichen Tüchtigkeiten zurechtzufinden. Natürlich bleibt das Hauptmittel, um zu einem begründeten Urteil zu gelangen, nach wie vor: Ehrlichkeit. Man muß das Buch selbst lesen, sich weiter bilden wollen und vor allem immer bewußt sein, daß wir nur zur Entwidlung sind und darum nur in der Schöpfung unsere Pflicht tun, wenn wir uns selbst vorwärts entwickeln. Es gibt also nicht einmal für den einzelnen Menschen selbst ein absolutes, d. h. feststehendes Urteil, weil er sich unablässig ändern muß, soll er wertvoll genannt werden.

Um die Menschheit höher zu führen, muß der Geist des einzelnen höher gebracht werden. Die beste Lehrerin ist die Kunst. Die billigste und daher allgemeinste Art dieses Unterrichts ist das Buch. Hier treffen sich die endlichen Vorteile des Geschäftes mit den unendlichen Vorteilen der Geisteskultur. Der Buchhandel, im weitesten Sinne gemeint, erzeugt und verbreitet das Buch. Ideal gesehen: die Kunst einzelner wird durch den Buchhandel zur Kultur der Gesamtheit. Der Künstler darf und will nicht erziehen im üblichen Sinn. Ob es der Buchhandel soll? Er scheint es zu wollen: das Börsenblatt des Deutschen Buchhandels stellt Listen „der hundert besten Romane“ auf. Das greift an die Frage von vorn: gibt es überhaupt eine absolute Wertung ästhetischer Objekte? Vor mir liegt eine Broschüre*, die dieses Thema behandelt, die ich daher vielen Literaturfreunden in die Hände wünschte. Sie ist klar, verantwortungsvoll und in unserer etwas orientierungslosen Zeit außerordentlich nötig. Die kleine Arbeit präzisiert, jedem Laien verständlich, die verschiedenen Arten von Urteilen: logische, ethische und ästhetische Urteile. Dreedeen formuliert das Wesen des Wert- und Geschmacksurteils, er deckt die Verworrenheit des Urteils der Menge und vieler „Verusener“ auf. Ich greife aus dem Schriftchen ein beliebiges Stück, wodurch natürlich der Zusammenhang der Darstellung zerrissen ist, nur, um ein Beispiel geben zu können, was für eine Art von Ueberlegungen nötig ist, um der schwereren Arbeit der Kritik auch nur annähernd gerecht werden zu können, als Gebender und Nehmender! Dreedeen sagt: „Der Sachverständige fällt Werturteile; Geschmacksurteile, das sind ästhetische, fällt jeder, der Augen hat zu sehen, und Ohren zu hören. Beurteilt ein Verusener ein Kunstwerk als „gut“, so will er damit einen objektiven Wert feststellen. (Der künstlerisch Genießende kann immer nur von seiner Impression sprechen, nur subjektiv aufnehmen!) Er will damit nicht sagen, daß jeder Betrachter dies Kunstwerk „schön“ finden soll, sondern vielmehr, daß dieser Kunstgegenstand zumindest den üblichen Anforderungen entspreche. Ob diese erfüllt sind, darüber haben sich die Kenner zu einigen; über einen besonders hohen Kunstwert ist damit ja noch nichts gesagt.“ Was ist ein „Kenner“? Wie sollen sich diese „Kenner“, für die keine absolute Definition aufzustellen ist, über den „Kunstwert“ einigen, für den es doch, nach allem, scheinbar ebenfalls keine absolute Definition gibt? Andererseits beweist hier Dreedeen wieder indirekt, was er an anderer Stelle direkt behauptet: es gibt eben keine absolute Wertung ästhetischer Objekte! Warum aber entgeht auch er nicht ganz der Gefahr, eine solche gerade dann unbewußt zu versuchen, wenn er sie, kraft seiner Erkenntnis, ablehnt? Ist am Ende doch eine innere Berechtigung dieses Wollens (das vom Gefühl kommt!) vorhanden, das der Geist negieren muß? — Ich bin nicht der Meinung, daß das Publikum nur Geschmacksurteile fällt, ebensowenig wie ich glaube, daß der Sachverständige bloß Werte beurteilt. Das Publikum, das künstlerische Interessen bereits gewann, ist nicht mehr naiv; das muß daher Wert- und Geschmacksurteile mitessen (was Dreedeen übrigens an anderer Stelle konstatiert), weil es schon zu viel versteht, um nur der Impression zu erliegen, zu wenig aber, um Werturteile bereits fällen zu können. Jurid dürfen wir nicht, wir müssen vorwärts; das Publikum muß also den gleichen Weg wandeln, den alles auf Erden wandelt. Erst war es Natur und nur Gefühl, dann wurde es durch das Denken der Naivität beraubt, verlor und gewann (in diesem Kampfstadium steht heute die überwucherte Masse der Menschheit!), und sein letztes Ziel ist: wieder naiv zu werden, dadurch, daß das Denken die Natur rüderschafft! — Jeder Satz dieser Broschüre gibt Anregungen für tagelanges Sinnen, jeder Satz fördert, in Zustimmung und Widerspruch, den willigen Leser, gleichgültig, ob er Künstler, Gelehrter oder Laie ist; jeder soll nach seinem Standpunkt dazu Stellung nehmen, für sich! Ob der Leser dieses Schriftchens flucht oder lobt, das ist völlig gleichgültig; der Sache der Kunst wird es dienlich sein, auf jeden Fall. Denn das Wesen der künstlerischen Kritik, der Aesthetik, ist: Trennung, um zu klären. Jeder Schaffende empfindet das stündlich am eigenen Werk. Wir gehen prüfend zurück und vor, um den Weg zu erhellen; wir müssen hart denken, um uns höher zu schrauben, aber wir dürfen über unserm „System“ nie die verächtliche Ehrfurcht vor den letzten Geheimnissen des Daseins verlieren, die in uns und in der Kunst, wie in jedem Teil des Vorhandenen, unergründlich waltet. Jeder ernste Autor sucht, wie jeder Kritiker, in seiner Schöpfung Klarheit, mit ganz bestimmter Absicht seines Ichs; dementsprechend findet eben auch jeder gerade das, was ihm momentan in seiner Entwidlung dienlich ist. Ich meine: absolut sicher ist daher nur, daß einzig und allein unbedingtes Verantwortlichkeitsgefühl, gegenüber der großen Sache der Kunst, Positives zu leisten vermag. Wir

*) „Ueber die absolute Wertung ästhetischer Objekte“. Vortrag, gehalten im Akademisch-Literarischen Verein in Berlin von Wilh. Dreedeen. Berlin und Leipzig 1913. Schöster u. Loeffler.

trennen uns bloß, um gemeinsam das Ziel anzustreben; erreichen werden wir es nie! Der Kampf dieser Sehnsucht alles Lebens heißt eben in der Kunst: Kunstschaffen und Kunstkritik. Beide sind untrennbar voneinander; sie müssen sich fördern, nicht bekämpfen! Fördern heißt allerdings dem Ersten nicht: Eintritt in eine gegenseitige Berühmtheitsverherrlichung oder laue Selbstzufriedenheit; fördern heißt ihm: Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, Selbstlosigkeit und nicht Dünkel! Das scheint mir, auf mein Koordinatensystem bezogen, das sicher „Absolute“ bei der Wertung ästhetischer Objekte zu sein, darum nahm ich auch diese „ehrliche“ Broschüre zum Ausgangspunkt meiner Ueberlegungen.

Ich sagte früher, vielleicht hätte der oft irreführende, gestörte Drang, absolute Urteile in der Kunst auszusprechen, doch eine Art innerer Berechtigung. Freilich, absolute Urteile (persönliche Urteile in der That sind natürlich hier ausgenommen!) über Erscheinungen unserer Zeit sind stets freierlich; orientierungslos oder verantwortungslos, wenn — eben nicht das künstlerisch Wertvolle oder die künstlerische Wertlosigkeit an sich, gleichsam vom anderen scheidend, bezeichnet werden sollen. Ich will nun den Nachweis versuchen, daß es wenigstens diese Art von absoluter Wertung gibt, trotzdem jedes Kunstwerk seine eigene Wertung verlangt, daß man wohl nicht das beste Buch, nicht die hundert besten Romane angeben kann, wohl aber das wertvolle und das wertlose Buch oder etwa „hundert wertvolle Romane“. In diesem Punkte vereint sich mir wieder das Werturteil „gut“ mit dem (ästhetischen) Geschmacksurteil „schön“. Sie hatten ja auch den gleichen Ursprung: Natur! Also: wertvoll ist mir jedes Kunstwerk. Was ist ein Kunstwerk? Ein Kunstwerk ist jede Hervorbringung eines Künstlers. (Künstler ist hier natürlich im höchsten Sinne gemeint!) Was ist ein Künstler? Ein Künstler ist eine Persönlichkeit mit Talent auf dem Gebiete der künstlerischen Hervorbringung. Was ist eine Persönlichkeit? Eine Persönlichkeit ist der, der nach die Natur in sich trägt oder der sie kraft seines Geistes wieder in sich gebat, ein Bewahrer oder ein Prophet des Unveränderlichen, Ewigen. Gibt es aber auch dafür noch eine Definition, gibt es etwas Absolutes in der Natur, etwas, das dieses berechnungswürdige Wort allen verständlich umgreift? Ja: unerbittlich-gütige Kraft zum Fortbestehen des Ganzen! Die Natur ist der absolute Maßstab des Kunstwerkes. Hier ist das Ende des menschlichen Erfassens erreicht, jenseits liegt für uns Erdbeschränkte der Wahnsinn und die Ewigkeit! Aus dieser unerforschlichen Quelle, der Speiserin alles Seins, strömt alles, auch die Kunst! Dieses sichere Strömen, das wir fühlen, doch nicht verstehen, erhält das Dasein, bewahrt den Menschen vor sich selbst und seinem blinden, selbstmörderischen Tappen, das ihm schadet, wo er Nutzen zu finden meint. Dieses geheimnisvolle Strömen ist in der Menschheit Blut, in ihrem Fühlen, es erhält die Kunst, die ein Spiegelbild der urewigen Quelle aller Kraft ist und stets sein wird. Aus diesem Gefühle heraus richten der Künstler (Schöpfer und Kritiker einen sich hier) und der nie fehlende Instinkt der Masse. Die Worte: Künstler und Masse sind im reinsten Sinne gemeint. Das Gefühl der Natur ist das Gefühl der Gesamtheit, es manifestiert sich absolut im Urteile der Jahrhunderte. Die Zeit, wir nennen sie die Ewigkeit, ist der von der Natur bestellte Richter, der das Letzte, das Entscheidende „absolute Urteil“ über das Kunstwerk spricht: Was der Menschheit als Führer zurück und vorwärts zu seiner Urmutter, der Natur, wertvoll ist, das läßt sie, im Selbsterhaltungstrieb, nie versinken! Das ist das wertvolle Kunstwerk, das sind die „besten“ Bücher!

Kleines feuilleton.

Die Goldstadt Rom.

Ein gewaltiger Wollenbruch hat die Stadt Rom an der Westküste Alaskas jetzt den Todesstoß gegeben. Lange schon war sie dem Siechtum verfallen. Ihre Häuser und Hütten begannen sich zu leeren: das Gold war dem Erschöpfen nahe, und die Undankbaren lehrten der Stätte, die viele von ihnen aus armen „Prospektors“, heimatlosen Abenteuern, zu reichen Leuten gemacht hatte, den Rücken. Die Geschichte des Roms-Goldfeldes liest sich wie ein Märchen aus der Polarregion. Im Jahre 1898 war es, so berichtet Frau Fama, als drei arme Trapper auf der Seeward-Halbinsel, der südlichsten der drei Alaskahalbinseln, die der Mündung des großen Yukonstromes, der vom Goldlande Klondike herströmt, gegenüberliegt, jagten. Das Wild kam nur spärlich vor die Hunde. Entmutigt wollte man der öden Wildnis schon den Rücken kehren. Da — man lagerte gerade an dem Aukil Creek, einem winzigen Flüsschen — beschloß man eines Abends zu fischen. Plötzlich sah einer der drei es auf dem Grunde des seichten Gewässers gelblich blitzen. Kein Zweifel, so durchschloß es ihn, der Flußsand enthält Gold. Am Abend stellten die drei dann noch eine flüchtige Probe an. Das Ergebnis war riesig ermutigend, und am nächsten Tage begannen sie dann, regelrecht zu wachen, und — innerhalb drei Tagen hatten sie für 50 000 M. Gold gewonnen. Troy aller Mähen blieb das Geheimnis nicht gewahrt. Die Kunde drang schnell in alle Welt hinaus, und Scharen

Goldhungriger strömten herbei. Die ganze kleine Halbinsel ward die Kreuz und die Quer durchforscht, und abermals lohnte sich die Mühe.

Der Snake- und Rome-River erwiesen sich ebenfalls als goldhaltig, und im Nu entstanden jetzt bedeutende Goldseifen, die sich die Flusstäler hinab bis zum Meeresstrande hinzogen. Die Städte sprossen wie Pilze aus der Erde. Allen voran wuchs Rom, am gleichnamigen Flüsschen, das einen geradezu ungeahnten Aufschwung erlebte. Ein Jahr nach der Gründung betrug seine Einwohnerzahl schon 12 500 Einwohner, die meist in Hütten und Baracken in dieser unwirtlichen Gegend ein elendes Dasein fristeten. Die Lebensmittel waren nur schwer herbeizuschaffen, infolgedessen maßlos teuer und die alltäglichen Nahrungsmittel und Gegenstände wurden buchstäblich mit Gold aufgewogen. Es spielte sich hier daselbe Schauspiel ab, das bei der Entdeckung eines jeden Goldlandes wiederkehrt: die eigentlichen Goldgräber, die Gewinner des kostbaren Edelmetalls, ziehen nur zum geringsten Teile den Nutzen aus ihrem Funde. Der Meistengewinn wandert vielmehr in die Taschen der geschäftskundigen Unternehmer, der Händler und Gastwirte, die nach kurzer Zeit stets dem Goldlande den Rücken kehren und mit ihren großen Gewinnen sich in kultivierten Ländern niederlassen, um sie dort in behäbiger Stille zu verzehren. In Rom City regierte selbstverständlich anfangs das Gesetz der Wildnis. „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, so hieß es, und dieser Spruch, der allgemein anerkannt war, erübrigte alle Rechtseinrichtungen. Natürlich ward diesen wilden Zuständen bald ein Ende gesetzt, und die Amerikaner, die Herren des Landes, brachten die Gegend unter eine geregelte Verwaltung.

Aber so schnell des Städtchens Stern emporgestiegen war, so schnell sank er auch wieder, und der Orkan hat der dem Untergange geweihten Stadt eigentlich nur den letzten Gnadenstoß gegeben. Die Goldhunde liegen stark nach, und da das Lebenselement Roms im Verliegen war, so lehrten ihm auch seine Bewohner allmählich den Rücken. Steinhäuser zählte die Stadt ja überhaupt nur wenige. Man lebte in Holzhütten und Baracken, und trotz ihrer verhältnismäßig großen Einwohnerzahl machte die Stadt eher den Eindruck eines großen Lagers. Alljährlich im Sommer stieg die Einwohnerzahl zwar etwas. Wenn der harte, strenge Winter der Polarregion kam, dann kehrten aber alle jene, die mit der wärmenden Sonne gekommen waren, wieder zurück, und ihnen schloß sich jedesmal ein gut Teil der Bevölkerung an. Neuerdings lohnte sich die Goldwäscherei überhaupt kaum mehr, und Rom soll in den letzten Jahren nicht mehr als 800 Köpfe gezählt haben. Es ist daher nicht anzunehmen, daß überaus viele Menschenleben, wie es in den Drahtnachrichten heißt, bei der Katastrophe ums Leben gekommen sind.

Völkerrunde.

Indische Ehehindernisse. Daß in Indien Heiraten zwischen Angehörigen verschiedener Rassen ausgeschlossen sind, ist allbekannt. Aber nicht jeder weiß, was für lächerliche Anlässe oft zur Bildung neuer Rassen führen, und aus was für unglaublichen Gründen deshalb Eheverbote zwischen jungen Leuten entstehen können. Nicht nur jeder einzelne Beruf, jedes einzelne Handwerk stellt eine streng abgeschlossene Kaste dar, so daß z. B. der Schneidersohn nur eine Schneiderstochter freien darf, sondern auch die geringsten Abweichungen in der Ausführung der zünftigen Arbeit zerklüften sofort wieder die Gilde in neue Kasten, die sich gegenseitig verachten und sich gegenseitig ihre Kinder zum Ehebunde vorenthalten. So gibt es in einem Teile Indiens zwei Kasten von Fischern, deren ganzer Unterschied darin besteht, daß die einen beim Herstellen des Netzes die Maschen von links nach rechts arbeiten, während andere dies von rechts nach links tun. Heiraten können sich infolgedessen nur Fischerskinder, deren Väter dieselbe Richtung einhalten. Ein Abweichen von der herkömmlichen Arbeitsweise hat auch die Kaste der Milchmänner in zwei Klassen gespalten: die einen locken nämlich ihre Milch vor dem Buttern auf, die anderen aber sparen sich diese Mühe. Beide Klassen wollen nun voneinander nichts wissen, und Hymens Bande können sich nur dort schlingen, wo die gleiche Methode des Butterns befolgt wird. Nach Angabe des Indienkenners Richard Garbe läßt sich etwas Ähnliches auch bei den Töpfern in Ost-Bengalen beobachten. Wer kleine Töpfe anfertigt und beim Drehen der Scheibe sitzt, der darf sich keine Hoffnung machen, je in eine Töpferkaste einheiraten zu können, in der große Töpfe im Stehen hergestellt werden! Vor diesen Beispielen fragt man sich unwillkürlich, wie Menschen es fertig bringen, sich solchem Zwang zu unterwerfen. Aber der Verlust der Kaste, der mit einer ungleichen Ehe verbunden ist und ein jammervolles Dasein zur Folge hat, läßt eben für jedermann, der nicht vom Hauche europäischer Kultur angeweht ist, die Kastenheirat selbstverständlich erscheinen. Ein in der Ehe unglücklich gewordener Jünger, der zu einem Europäer Vertrauen gefaßt hat, äußert ihm gegenüber wohl Klagen über die Sitte der Kinderheiraten und meint, besser wäre es gewesen, wenn er sich in reiferem Alter hätte selbst ein Mädchen wählen dürfen; charakteristischerweise aber sagt er stets dabei: Ein Mädchen aus meiner Kaste.